

dtv

Reihe Hanser

Seit es den Menschen gibt, führt er Krieg: um Nahrung und Land, um Ruhm und Ehre, Öl und Diamanten, im Name des Vaterlandes und der Religion. Krieg ist vielgestaltig und reicht vom Terrorakt und bis zum Langzeitkonflikt. Krieg ist immer: in den Nachrichten und per Mausclick nach den Schularbeiten. Ist Krieg also eine Art Urzustand der Menschheit? Wer diese Frage beantworten will, hat guten Grund, einen Blick in die Geschichte der Kriege zu werfen. Was waren das für Kriege? Wie ist es zu ihnen gekommen? Wie hat man sie geführt? Und vor allem: Wären sie zu vermeiden gewesen?

Gerhard Staghun, 1952 geboren, lebt als Wissenschaftsjournalist in Berlin. In der *Reihe Hanser* sind von ihm bereits erschienen ›Gott und die Götter‹ ([dtv 62259](#)), ›Die Jagd nach dem kleinsten Baustein der Welt‹ ([dtv 62152](#)), ›Die Rätsel des Universums‹ ([dtv 62079](#)), und ›Die Suche nach dem Bauplan des Lebens‹ ([dtv 62238](#)), außerdem die beiden ›Warum‹-Bände ([dtv 62190](#), [dtv 62291](#)).

Gerhard Staguhn

**Warum die Menschen
keinen Frieden halten**

Eine Geschichte des Krieges

Deutscher Taschenbuch Verlag

Das gesamte lieferbare Programm der *Reihe Hanser*
und viele andere Informationen finden Sie unter
www.reihenhanser.de

In neuer Rechtschreibung

Januar 2008

Deutscher Taschenbuchverlag GmbH & Co. KG,
München

© Carl Hanser Verlag München Wien 2006

Umschlagfoto: SV-Bilderdienst

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Druck und Bindung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-62337-7

INHALT

Vorwort	9
1. KAPITEL	
Der Krieg – ein Naturgesetz?	13
2. KAPITEL	
Der Krieg als Spiel und Kunst	34
3. KAPITEL	
Der Krieg und die Religion	59
1. ZWISCHENSTÜCK	
Warum kam es zum Dreißigjährigen Krieg?	78
4. KAPITEL	
Die Wissenschaft vom Krieg	96
5. KAPITEL	
Der koloniale Krieg	115
2. ZWISCHENSTÜCK	
Warum kam es zum Ersten Weltkrieg?	139
6. KAPITEL	
Der totale Krieg	156
3. ZWISCHENSTÜCK	
Warum kam es zum Zweiten Weltkrieg?	185

7. KAPITEL

Der Bürgerkrieg und der internationale Terrorismus 200

8. KAPITEL

Der Krieg der Zukunft 226

9. KAPITEL

Der Krieg und der Frieden 242

Dämon

Als die Barbaren von ihren Pferden sprangen
Und sich um die Beute rangen,
Steine flogen aus grauen Händen.
Man sah den Krieg niemals je enden.
Hinter Romas Mauern der Kaiser krankt,
Der Barbar auf seinem Rosse wankt.
Die Gegner waren laute Bürger,
Sie waren durch die Bibel klüger,
Sie wateten durch des Moores Tücken,
Und mit Beilen auf dem Rücken.
Die Bürger riefen: »Lasst, was uns liebt!«
Die Fürsten schrien: »Wir wollen Krieg!«

(Maximilian, 13 Jahre)

Vorwort

Vom Weltraum aus betrachtet macht die Erde einen friedvollen Eindruck. Als weiß und bläulich schimmernde Perle funkelt sie vor dem schwarzen kosmischen Hintergrund. Seit Milliarden von Jahren zieht dieses wunderschöne kugelige Raumschiff seine Bahn um die Sonne. Das ist eine lange Zeit.

In unserem Sonnensystem gibt es noch acht weitere Planeten. Auch sie sind schön anzusehen, allen voran der extravagante Saturn mit seinem Kranz aus zarten Ringen. Doch sie alle sind tot – Raumschiffe ohne Besatzung.

Nach allem, was wir zur Zeit vom Universum wissen, ist Leben in ihm die ganz große Ausnahme, das kosmische Wunder schlechthin. Die Erde – und damit auch der Mensch, der auf ihr lebt, ebenso die Tiere und Pflanzen – ist etwas ganz Besonderes.

Schon aus purem Eigennutz täte der Mensch gut daran, sein Raumschiff Erde fürsorglich zu behandeln. Auch sollte man von den Insassen eines Raumschiffs erwarten können, dass sie freundschaftlich miteinander umgehen, dass sie einander helfen und jeder sein Bestes zum Nutzen aller gibt. Eine Raumschiff-Besatzung kann auf ihrem Weg nur erfolgreich sein, wenn jeder für den Andern da ist. Denn es gibt kein Ersatz-Raumschiff, auch keine Möglichkeit, auszusteigen und zu Fuß weiterzugehen.

Nein, die Menschen sind auf Gedeih und Verderb an ihr Raumschiff Erde gebunden und müssen zusehen, dass sie miteinander auskommen. Denn rundum in den unendlichen Tiefen des Welt-raums droht die Vernichtung. Das All ist extrem lebensfeindlich.

Gibt es etwas Dümmeres, als auch noch das Raumschiff selbst zu einem lebensfeindlichen Ort zu machen?

Tragischerweise hat das Raumschiff Erde in der Menschheit eine Besatzung bekommen, die die Schönheit, den Wert und die unglaubliche Einzigartigkeit des Planeten nicht zu schätzen weiß. Statt sich in erster Linie um den Erhalt des Raumschiffs zu kümmern, vor allem um die Wartung der Sicherheitssysteme (zum Beispiel die Atmosphäre), ist sie eifrig bemüht, diese zu zerstören. Wir haben es also mit einer geradezu selbstmörderischen Raumschiff-Besatzung zu tun. Aber fast noch schlimmer ist die Tatsache, dass die Besatzungsmitglieder ständig im Streit miteinander liegen, in furchtbarem, mörderischem Streit. Einen Namen haben die Menschen auch dafür: Krieg.

Stellen wir uns vor, es landeten auf der Erde Außerirdische, die den Krieg nicht kennen. Wie sollten wir ihnen diesen Irrsinn erklären? »Warum Krieg und wozu?«, würden sie fragen, und wir würden dastehen und fänden keine Antwort. Eines ist allerdings gewiss: die friedlichen Außerirdischen würden die Erde schnell wieder verlassen und niemals wiederkommen. Und wir hätten die Chance verpasst, sie zu fragen, wie sie das schaffen: ohne Krieg zu leben. Vielleicht hatten sie ja nur das Glück, dass der Schöpfer bei ihnen den Aggressionstrieb vergessen hat. Denn in Verbindung mit Intelligenz ergibt dieser eine gefährliche Mischung. Die Tiere kennen ja auch die Aggression, aber sie führen keine Kriege.

Der Krieg, so scheint es, gehört zum Menschen; in seiner ganzen Unmenschlichkeit ist er ganz und gar menschlich. So ist die Menschheitsgeschichte in hohem Maße eine Kriegsgeschichte. Gottlob ist sie nicht nur das. Doch all das Gute und Schöne, das der Mensch vermag, verblasst irgendwie gegenüber den Menschheitsverbrechen, die in Kriegen verübt werden. Denn es gibt auf dieser

Welt nichts Schlimmeres als den Krieg – weil in ihm alle Scheußlichkeiten geschehen, die Menschen einander antun können. Der Krieg ist der brutalste Zerstörungsakt, den der Mensch gegen seinesgleichen verüben kann.

Warum Krieg? Das ist die Grundfrage dieses Buchs. Wir werden uns dieser Frage über die Natur anzunähern versuchen. Kennt die Natur den Krieg, und ist das Kriegerische im Menschen womöglich etwas Naturgegebenes? Wir werden im Weiteren die kulturellen Umformungen des Kriegs im Spiel, im Sport und in der Kunst betrachten und seine unselige Verflechtung mit der Religion. Denn es ist zutiefst befremdlich, dass die Religion, in deren Zentrum doch die Liebe und der Frieden stehen, so oft Hass und Unfrieden in die Welt gebracht hat und immer noch bringt. Wir werden sehen, wie im Zuge der Aufklärung, also dem Zeitalter der Vernunft, versucht wurde, den Krieg zu einer Wissenschaft zu machen: Was ist zu tun, um einen Krieg »vernünftig« zu führen und dabei siegreich zu sein? In weiteren Kapiteln werden wir unterschiedliche Formen des Kriegs betrachten: den kolonialen Krieg, den Bürgerkrieg, den terroristischen Krieg und die Entgrenzung aller Vernichtungskräfte im so genannten totalen Krieg. In drei »Zwischenstücken« werden wir uns konkret mit drei totalen Kriegen der europäischen Geschichte befassen: dem Dreißigjährigen Krieg, dem Ersten und dem Zweiten Weltkrieg. Wir werden sehen, was zu ihnen geführt hat und warum sie so schrecklich waren. Am Ende werden wir noch einen nüchternen, wenig hoffnungsvollen Blick in die Zukunft wagen mit Prognosen zur weiteren Entwicklung des Kriegs als mörderischster Kraft der Geschichte. Die Frage, ob ein »ewiger Friede« für die Menschheit je Wirklichkeit werden kann, wird dieses Buch beschließen.

Eines ist klar: Auf die Frage »Warum Krieg?« wird es kein **11**

allerletztes, vielleicht sogar hoffnungsvolles »Darum« geben. Aber gerade deshalb ist es wichtig, das Kriegerische im Menschen zu ergründen, es als selbstverschuldetes Übel, als vermeidbare Gewalttat zu erkennen. Nur so kann man diesem Irrsinn entgegen-treten.

1. KAPITEL

Der Krieg – ein Naturgesetz?

Die Natur kennt kein Gut und Böse, auch kein Glück oder Unglück. Allein der Mensch als denkendes, wissendes Wesen muss sein Handeln an diesen Moralbegriffen messen lassen. Damit setzt sich der Mensch von der Natur ab. Gleichzeitig ist der Mensch aber auch Natur, unterliegt allen ihren Gesetzen, nicht anders als sonst ein Säugetier. Darin liegt die ganze Tragik der menschlichen Existenz begründet: als ein Teil der Natur im Gegensatz zur Natur zu stehen und zu meinen, sich über sie erheben zu können.

Dabei haben sich die Vorstellungen, was gut und was böse ist, im Lauf der Kulturentwicklung stark gewandelt. In den Grundregeln des moralischen Handelns sind sich die verschiedenen Kulturen aber doch sehr einig. Die meisten der Zehn Gebote sind auch in anderen Religionen bindend. Dazu gehört auch das Gebot: Du sollst nicht töten. Freilich war dieses Gebot in der jüdisch-christlichen Kultur nie so gemeint. Gemeint war: Du sollst keinen Menschen töten. Andere Lebewesen, also Tiere und Pflanzen, darf man töten.

Kämpfen und Töten sind Grundbestimmungen der Natur. Leben lebt von anderem Leben. Und Leben lebt in Konkurrenz zu anderem Leben. Kampf ist in der Natur ein allgegenwärtiger Vorgang, weshalb die Natur die verschiedenen Arten mit unterschiedlichsten Angriffs- und Verteidigungswaffen ausgerüstet hat. Selbst Pflanzen versuchen sich vor dem Gefressenwerden zu schützen.

Auch der Mensch hat, seit es ihn gibt, unter diesem Gesetz der Natur anzutreten. Er war ja nicht plötzlich da, von Gott aus Erde geformt, wie die Bibel erzählt, sondern er entwickelte sich langsam über Jahrmillionen aus seinem schimpansenähnlichen Vorfahren.

Der Mensch ging auf die Jagd, er tötete Tiere, um fleischliche Nahrung zu haben. Gleichzeitig gab es gefährliche Tiere, für die wiederum der Mensch eine schmackhafte Nahrung darstellte. In diesem Kampf ums Überleben war der Mensch auf Waffen angewiesen, vor allem auf solche, die auf größere Distanz zu töten vermochten, also Steinschleuder, Wurfspeer, Pfeil und Bogen, Blasrohrpfeil und anderes. Denn der Mensch war gegenüber seinen bevorzugten Beutetieren sehr langsam. Und im Vergleich zu den Raubtieren besaß er keine natürlichen »Waffen« wie lange Fangzähne oder scharfe Krallen. Seine überragende Intelligenz, die er einem besonders großen Gehirn verdankt, ermöglichte es ihm, diese biologischen Nachteile wettzumachen.

Was nun aber auffällt bei all dem Kämpfen und Töten, das in der Natur zu beobachten ist: Es findet nur ganz selten innerhalb einer Art statt. In den Gehirnen von Tier und Mensch ist eine angeborene Tötungshemmung verankert, ohne dass man bislang erklären könnte, woher sie kommt. Von Natur aus gibt es kein Lebewesen, das einfach so einen Artgenossen umbringt. Selbst Soldaten – das belegen historische Dokumente – hatten oftmals Probleme, gezielt auf Menschen zu schießen. Oft konnten sie nicht einmal durch Drohungen oder gar Prügel zum Töten gebracht werden. Selbst im Zweiten Weltkrieg betrug der Anteil der Soldaten, die mit tödlicher Absicht auf einen einzelnen Gegner schossen, nur etwa 20 Prozent. Erst in späteren Kriegen stieg diese Quote: im Vietnamkrieg lag sie bei 90 Prozent. Das hat mit der Reichweite der Waffen zu tun. Denn ganz allgemein vermindert

sich die Tötungshemmung mit Zunahme der Entfernung, auf die eine Waffe wirkt. So kann ein Mensch, der es kaum fertig brächte, einen andern zu schlagen, sehr wohl in der Lage sein, den Auslöseknopf einer Raketenwaffe zu drücken, die in Hunderten von Kilometern Entfernung Menschen zerfetzt. Man muss auch kein Killer sein, um einen Bombenteppich über eine Stadt zu legen. Das haben ganz normale Familienväter fertig gebracht, viele, ohne davon Albträume zu bekommen.

Die modernen Armeen haben zudem Techniken entwickelt, die den Soldaten systematisch dazu zwingen, auf Menschen zu feuern. In naturgetreuen Kampfhandlungen wird dieses eingeübt. Die Zielscheiben sind menschliche Abbilder, die bei jedem Treffer fallen. Durch die ständige Wiederholung dieses Vorgangs wird die natürliche Tötungshemmung im Gehirn nach und nach abgeschwächt. Der Soldat handelt irgendwann automatisch, tötet schließlich reflexhaft und ohne Gefühlsregung.

Nochmals: Es gibt in der Natur einen Kampf ums Dasein, doch dieser hat nichts von einem Krieg, bei dem es um die Vernichtung des Artgenossen geht. Auch der Schwächere hat gute Chancen, sein Dasein zu sichern, gerade auch im Schutz eines Rudels, einer Herde oder eines Schwarms. In solchen Verbänden ist das friedvolle Miteinander vorherrschend, nicht der Streit und die Konkurrenz. Denn Streit kostet Energie – und die wird für anderes benötigt: für die Nahrungssuche, die Aufzucht des Nachwuchses und die Abwehr natürlicher Feinde.

Bei den Tieren ist das soziale Verhalten vollkommen reguliert. Sie können zwar vielerlei lernen, aber nur in eng vorgezeichneten Grenzen. Ihr Verhalten untereinander ist erblich weitgehend festgelegt. So gibt es zum Beispiel beim Werbungsverhalten und bei der Paarung keinerlei Freiheit; das läuft bei allen Tieren einer Art gleich ab. Auch die Aggression gegen Artgenossen folgt festge-

legten Ritualen. Zudem gibt es Demutsgebärden und Fluchtreaktionen, die verhindern, dass eine Art sich selber schwächt oder gar ausrottet.

Beim Menschen als einzigem vernunftbegabten Lebewesen gilt dies nur mehr in begrenztem Maß. Auch er kennt eine Tötungshemmung gegenüber dem Artgenossen, aber sie ist nicht mehr so absolut wie bei den Tieren; sie ist nicht mehr zwingend in seinem Erbgut festgeschrieben. Der Mensch muss sich die Tötungshemmung im Rahmen überlieferter Gebote, Verbote, Moralvorstellungen und Werte erwerben. Im Gegensatz zum Tier hat der Mensch die schreckliche Freiheit, seinen Artgenossen umzubringen. Bezeichnenderweise steht gleich zu Beginn der biblischen Menschheitsgeschichte der Mord des Kain an seinem Bruder Abel.

Sind aber in einer menschlichen Gesellschaft die moralischen Werte aufgehoben – wie etwa im Nationalsozialismus –, steht dem Massenmord nichts mehr im Weg. Deshalb ist der Völkermord bis in unsere Gegenwart ein ständig wiederkehrender Schrecken der Menschheitsgeschichte. Gerade im Krieg bieten sich alle Möglichkeiten, die im Menschen schlummernden Mordinstinkte auszuleben.

Man könnte nun allerdings einwenden, dass es zwar innerhalb der Tierarten weitgehend friedlich zugeht, aber zwischen unterschiedlichen Arten, etwa zwischen Raubtieren und ihren Beutetieren, in gewisser Weise doch Krieg herrscht. Aber auch in diesem Fall sieht man sehr schnell ein, dass das Wort »Krieg« hier völlig unpassend ist. Ein Löwenrudel befindet sich nicht im Krieg mit einer Gnu-Herde, sondern es holt sich, wenn der Hunger dies notwendig macht, ein Opfer. Bei diesem handelt es sich meist um ein geschwächtes Tier, denn es ist im Interesse der Jäger, dass die Jagd mit möglichst geringem Energieaufwand zum Erfolg führt.

Wer also meint, den Krieg aus der Natur ableiten zu können, um ihn als etwas Natürliches, ja Gottgegebenes hinzustellen, deutet die Natur falsch – und Gott auch! Er deutet den Kampf ums Dasein, der die Tötung von Beutetieren einschließt, als zerstörerischen Akt. Als solcher mag er aufs Erste auch erscheinen, er mag in seiner zupackenden Wucht sogar schockieren und abstoßen, aber letztlich handelt es sich um einen Akt der Lebenserhaltung. Deshalb verfliegt unser Schrecken über die Tötung auch so rasch wieder: Wir sehen das Löwenrudel mit den niedlichen Jungen beim Fraß und finden nichts Abstoßendes mehr daran. Das erbeutete Gnu hat seinen Sinn erfüllt. Alle Lebewesen müssen ihre organischen Bedürfnisse befriedigen. Leben lebt von anderem Leben. Das ist eines der Grundgesetze, unter denen die Schöpfung angetreten ist.

Der Kampf ums Dasein in der Natur ist also kein Krieg ums Dasein – mit wenigen Ausnahmen! Man hat bei Schimpansen – und neuerdings auch bei Kapuzineraffen – Verhaltensweisen beobachtet, die man als kriegerisch bezeichnen könnte. Im Jahre 1974 berichtete die Schimpansen-Forscherin Jane Goodall zum ersten Mal von tödlichen Kämpfen zwischen zwei benachbarten Schimpansen-Gruppen, die in engen verwandtschaftlichen Beziehungen zueinander standen. Beide Gruppen führten einen erbitterten Krieg, bei dem auch Gegenstände als Waffen eingesetzt wurden. Dieser Krieg war erst zu Ende, als die schwächere Gruppe nach fünfjährigem Gemetzel ausgerottet war – ein echter Vernichtungskrieg. Für die siegreiche Gruppe hatte das allerdings zur Folge, dass sie sich in den folgenden Jahren selber der Übergriffe anderer Horden erwehren musste. Neue Forschungen der Biologin Susan Perry am Leipziger Max-Planck-Institut für evolutionäre Anthropologie bestätigen diese Beobachtungen, und zwar für Weißschulter-Kapuzineraffen. Bei ihnen liefen die Überfälle stets nach dem gleichen heimtückischen Muster ab: eine größere

Gruppe von »Tätern« stürzt sich auf ein einzelnes Opfer aus einer anderen Gruppe und tötet es. Das Bild von den friedlichen Urwaldbewohnern, die sich hauptsächlich von Früchten ernähren, ist damit endgültig zerstört.

Da liegt natürlich der Schluss nahe, dass Krieg und Völkermord beim Menschen vielleicht doch biologische Wurzeln haben könnten. Stutzig macht, dass gerade die intelligentesten Lebewesen auf der Erde, also Schimpanse und Mensch, die systematische Vernichtung von Artgenossen kennen. Am Ende ist sogar die Intelligenz der eigentliche Grund für Krieg. Der Verhaltensforscher Konrad Lorenz (1903–1989) meinte, es sei nur konsequent zu Ende gedacht, dass die menschliche Aggression einen biologischen Kern habe. Die Aggression sei das Erbe unserer tierischen Vorfahren. Die Gründe für die Aggression seien bei Affen und Menschen die gleichen: es gehe um Lebensraum, Nahrung, Trinkwasser, aber auch um Ansehen und Macht. Aus denselben Gründen führen nicht nur moderne Menschen Krieg, sondern auch ursprüngliche Jäger- und Sammler-Kulturen. Die Verbindung aus Jagdtrieb und Intelligenz schafft den Krieg. Kriegerische Aggression, so meinen die Forscher, habe sich nur bei wenigen Arten entwickelt, weil den meisten anderen ganz einfach das Hirn dazu fehlt. Bei organisierten Überfällen muss man den Artgenossen dazu bringen, das Risiko mit einem zu teilen. Das erfordert eine hohe soziale Intelligenz, über die neben Mensch und Menschenaffen nur noch einige soziale Raubtiere (Löwen, Wölfe, Hyänen) verfügen. Kapuzineraffen, deren kriegerisches Verhalten Susan Perry beschrieben hat, gehören zwar nicht zu den Menschenaffen, doch haben sie ein vergleichsweise großes Gehirn. Der Jagdinstinkt ist allen diesen Arten gemein. Statt eines Beutetiers auch mal einen Artgenossen anzugreifen – nicht aus Hunger, sondern aus Machtstreben –, liegt nahe.

18 Die natürliche Aggression wurde ursprünglich zur Beutejagd ge-

braucht. Doch im Laufe der Evolution wurde sie auch in Auseinandersetzungen mit anderen Raubtieren und mit Artgenossen eingesetzt. Das kann freilich keine Rechtfertigung für die Kriege sein, die der Mensch führt. Schließlich hat es immer auch friedliche menschliche Gesellschaften gegeben, und auch bei den Schimpansen machen nicht alle Gruppen Jagd auf Fremde. Erst bestimmte Bedingungen, die noch genauer zu erforschen sind, führen zu kriegerischen Aktionen. Es gibt also kein allgemeines Naturrecht auf Krieg, wie es zuweilen auch aus der Lehre von Charles Darwin (1809–1882) abgeleitet wurde. Dieser hatte zusammen mit Alfred Russel Wallace (1823–1913) vor etwa 150 Jahren die Evolutionslehre entwickelt. Nach dieser überleben in der Natur nur die Besten, wobei mit »Beste« nicht die Stärksten gemeint sind, sondern jene, die sich ganz allgemein an die Bedingungen der Umwelt am besten anpassen können. Hierfür ist körperliche Stärke nur ein Faktor unter vielen, und nicht einmal der wichtigste.

Nun gab es immer wieder Bestrebungen, Darwins feinsinnige und vielschichtige Lehre zu vereinfachen und auf die menschliche Gesellschaft anzuwenden, zum Beispiel zu dem Zweck, den Krieg als eine natürliche Form des Kampfes ums Dasein zu rechtfertigen: als Wettstreit innerhalb einer Gesellschaft und zwischen Völkern, Staaten und Kulturen. Das Ganze nannte sich »Sozialdarwinismus«. Seine brutalste Ausformung fand er im Nationalsozialismus. In ihm gab es letztlich nur noch zwei Gruppen von Menschen: Überwältiger und Überwältigte, Herrenmenschen und Sklaven. Im Sozialdarwinismus zählt der einzelne Mensch nichts. Man meint das damit begründen zu können, dass auch in der Natur das Leben der Gattung wichtiger ist als das Leben des Einzeltiers: Konkurrenz, Streit, Kampf und Krieg als Mittel der Auslese und Selbstbehauptung. Dabei wurde übersehen, dass Mittel, die in der Natur ihren Sinn haben, in der menschlichen Ge-

sellschaft zur Selbstzerstörung führen können. Denn die Gesellschaft will ja gerade etwas anderes sein als Natur.

Der Sozialdarwinismus ist eine unechte, bewusst verfälschende Weltanschauung, also das, was man eine Ideologie zu nennen pflegt. Dieses Gebräu aus Biologie und Soziologie formte sich am Ende des 19. Jahrhunderts zu einem Weltbild, dem zufolge alle Völker in einem fortwährenden Kampf miteinander liegen, den nur die stärksten – soll heißen: brutalsten – überleben werden. Jede Friedenspolitik erscheint in diesem Weltbild nicht nur als Schwäche, sondern als etwas, das gegen die Gesetze der Natur verstößt.

Hitler war also nicht der Erfinder der Idee vom Krieg als eines Kampfs der Völker; er hat sie nur dankbar aufgegriffen und radikalisiert. Schon der Erste Weltkrieg wurde von vielen als ein »Rassen- und Völkerringen« angesehen. Deutschland, so meinte man, sei zum Zweck der Selbsterhaltung genötigt, seinen »Lebensraum« nicht nur zu sichern, sondern zu erweitern – und zwar vor allem nach Osten. Hitler war davon überzeugt, dass in dieser Welt nur der Stärkere siegreich bleibe, und mit »stärker« meinte er »rassisch wertvoller«. Das Endziel der Geschichte war für ihn die Herrschaft eines »Herrenvolks«, und Deutschland müsse antreten, um diese Herrschaft zu erringen. Die Ebenbürtigkeit aller Menschen wurde verneint.

Neuerdings gewinnen sozialdarwinistische Ansichten wieder Rückhalt durch die Wissenschaft, und zwar durch die moderne Genforschung. In unserem Erbgut, so sagen die Forscher, seien »egoistische Gene« am Werk. Tier- und Menschengesellschaften seien Ansammlungen von Individuen, die immer nur ihre eigenen Interessen verfolgen, sei es bei der Nahrungssuche, beim Besiedeln von Lebensraum oder bei der Suche nach einem Sexualpartner. Die Gene veranlassen sie dazu, denn unser Erbgut will an eine nächste Generation weitervererbt werden. Das aber gelingt